



ARBEIT AN DEN RÄTSELN VON *LAMBDA*  
CHRISTOPH HORN

---

Geboren 1964, Studium von Philosophie, Gräzistik und Theologie in Freiburg i. Br., München und Paris, Promotion 1993, Habilitation 1999, seit 2001 ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: Antike Philosophie (besonders Platon, Aristoteles, Plotin, Augustinus) sowie Praktische Philosophie der Gegenwart. Publikationen: *Plotin über Sein, Zahl und Einheit* (1995). *Augustinus* (1995). *Antike Lebenskunst* (1998). *Politische Philosophie* (2003). Hrsg.: *Augustinus, De civitate dei* (1997). *Wörterbuch der antiken Philosophie* (2002). *Philosophie der Gerechtigkeit* (2002). – Adresse: Universität Bonn, Philosophisches Seminar LFB I, Am Hof 1, 53113 Bonn; E-mail: christoph.horn@uni-bonn.de.

Kein Gedanke ist so alt oder absurd, dass er nicht unser Wissen verbessern könnte. Zumindest eine solche Minimalverteidigung in der Linie Paul Feyerabends scheint sich jeder zulegen zu müssen, der sich über mehrere Monate hinweg in eine Villa im Berliner Grunewald zurückzieht, um dort das Buch *Lambda* der aristotelischen *Metaphysik* zu kommentieren. Denn beim XII. Traktat aus jener Sammlung, die wir unter dem (wohl wesentlich später geprägten) Titel *Metaphysik* kennen, handelt es sich um einen recht seltenen philosophischen Text. Aristoteles gibt dort eine Art Gesamtabriss seiner Substanzkonzeption, in dem er uns erklärt, welche Arten von Substanz er anerkennt und welche Prinzipien er für diese ansetzt. Irgendwie scheint er dabei vorauszusetzen (wenn er auch nicht explizit dafür argumentiert), dass die Klärung der Substanzfrage soviel bedeutet, wie die Frage nach dem Sein insgesamt zu lösen. Neben dieser grundlegenden ontologischen Fragestellung behandelt der Text aber auch Aristoteles' Ansichten zu diversen Bewe-

gungs- und Veränderungsarten, welchen die Entitäten unseres Universums unterworfen sein sollen, und er thematisiert zudem das Begriffspaar von Form und Materie, die Dichotomie von Möglichkeit und Wirklichkeit, die Frage nach einem zeitlichen Anfang des Universums, wichtige Aspekte von Kosmologie und Astronomie, die Frage nach geeigneten kosmischen Bewegungsursachen, die Anzahl göttlicher Bewegter sowie das Problem, was als angemessenes Denkobjekt für einen absoluten Intellekt in Betracht käme. In der langen und komplizierten Wirkungsgeschichte des Textes hat man überdies meist angenommen, es gehe Aristoteles in Lambda wesentlich darum, einen Gottesbeweis zu formulieren und eine philosophische Theologie zu entwickeln. Lambda ist u. a. deswegen ein irritierender Text, weil diese Theologie so wenig dem entspricht, was wir von einer rationalen Auseinandersetzung mit den Grundproblemen der Religionsphilosophie erwarten würden. Von den insgesamt zehn Kapiteln handeln die ersten fünf fast ausschließlich von sinnlich wahrnehmbaren Substanzen; in diesem Textteil ist nur ganz beiläufig von transzendenten Entitäten die Rede. Erst in den verbleibenden Kapiteln sechs bis zehn kommt das Thema unbewegter, göttlicher Substanzen ins Spiel. Sodann ist auffällig, dass es keine den gesamten Traktat durchziehende Leitthese theologischer Art gibt, jedenfalls nicht auf der expliziten Ebene. Die Intention der ersten Hälfte besteht vielmehr darin, die Prinzipien, Ursachen oder Elemente sensibler Substanzen herauszuarbeiten. Hierbei wird die Annahme übergreifender Ursachen sogar mit Nachdruck zurückgewiesen. Im Gegenteil, gemäß der berühmten Formel „Ein Mensch zeugt einen Menschen“ behauptet Aristoteles die Individuenrelativität von Verursachung nach einem Synonymieprinzip: Gemeint ist, dass jede individuelle Substanz *B* stets auf eine synonyme (definitionsgleiche) individuelle Substanz *A* zurückgeht. Natürlich ist diese Hauptthese der Kapitel eins bis fünf (die vornehmlich anti-platonisch ausgerichtet sind) so theologiefern wie nur möglich. Und schließlich springt ins Auge, dass Aristoteles ausdrücklich offen lässt, ob der Traktat überhaupt über den Bereich der Physik (also über eine Theorie veränderlicher Entitäten) hinausgeht. Andererseits schreibt der Text der höchsten Entität des Kosmos unmissverständlich eine Reihe klassischer Gottesprädikate zu, darunter Immaterialität, Einfachheit, Notwendigkeit und Vollkommenheit.

Wer Lambda kommentiert, hat es folglich mit einem ganzen Nest von Problemen zu tun, und er ist gut beraten, sich diesen nicht völlig isoliert auszusetzen. Sich im Labyrinth von Lambda zu verirren, erweist sich als fast permanente Gefahr, auch wenn man als Interpret noch so vorsichtig agieren mag. Es war für mich deswegen eine enorme Hilfe, meine Übersetzungen und Interpretationen in Zusammenarbeit mit meinem Kollegen und

Freund Christof Rapp anfertigen zu können und sie dem Test seines Mitarbeiterkolloquiums sowie der beiden zeitweise ins Wiko eingeladenen Gäste André Laks und Alan Code aussetzen zu dürfen. Auch bot sich mir die Gelegenheit, Teile davon bei auswärtigen Gastvorträgen zur Diskussion zu stellen. Lambda bildet eine Art Vexierbild, bei dem es unweigerlich zu eigentümlichen Kippeffekten kommt: Je nachdem, was man für die Grundtendenz und die Schlüsselaussagen des Textes hält (und dafür kommen mehrere in Betracht), entsteht ein deutlich verändertes Gesamtbild. Und diese Interpretationsschwankungen betreffen nicht nur Details, sondern berühren ganz grundlegende Punkte.

Sich den Schwierigkeiten einer solchen anspruchsvollen philosophiehistorischen Interpretation frei von den Lehrverpflichtungen und den administrativen Aufgaben der eigenen Universität überlassen zu können und dabei in jeder Hinsicht hervorragend versorgt zu werden, ist eine äußerst angenehme Erfahrung, für die ich dem Wissenschaftskolleg und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu enormem Dank verpflichtet bin. In guter Erinnerung werden mir auch jene Formen der „informellen Interdisziplinarität“ bleiben, zu denen die Kolloquien, Vorträge, Tischgespräche und Treppenhausedebatten beitrugen. Etwas über den Forschungsstand zum Sozialverhalten von Wespen oder die englische Literatur der frühen Neuzeit zu erfahren, gibt einem für einen Augenblick das Gefühl des epistemischen Generalismus zurück, das man gewöhnlich irgendwann einmal (nicht allzu lange nach dem Abitur) einzubüßen pflegt. Einigen Stoff zum Nachdenken bot mir aber auch der merkwürdig deutliche Kontrast, der gegenwärtig unter Kultur- und Geisteswissenschaftler(inne)n besteht und den ich durch die Antithese „Traditionalisten vs. Postmodernisten“ charakterisieren würde. Offenkundig bestanden in unserem Fellow-Jahrgang ganz prinzipielle Divergenzen in der Frage, welche Rolle man den Prinzipien von Kontextualität, Perspektivität, Relativität, Historizität und Narrativität bei der Behandlung kultur- und geistesgeschichtlicher Phänomene einräumen sollte. Klarerweise tendiert man als Aristoteliker eher zu einem Logozentrismus, welcher nüchterne Begriffe und Argumente des atemporalen, aperspektivischen Typs favorisiert. Den Vorwurf mangelnder historischer Sensibilität braucht man sich aber deswegen keineswegs einzuhandeln. Im Gegenteil erlaubt die Beachtung historischer Kontextbedingungen, wie mir scheint, gerade eine systematische Aufbereitung eines Autors, während es eine bestimmte Form der hermeneutischen Historisierung nahezu auszuschließen scheint, dass man dessen Texte hinterher noch argumentativ ernst nimmt. Der wirkliche Kontrast besteht denn auch m. E. nicht in der Antithese von unhistorisch-abstrakter und historisch-perspektivischer Geisteswissenschaft, sondern darin, ob man an der Idee objektiv-verbundlicher

Argumentationsstandards festhalten möchte oder sie durch andere Formen der Plausibilisierung zu ersetzen versucht.

Eine sehr erfreuliche Erfahrung aus dem Feld der „formellen Interdisziplinarität“ (an die ich sonst nicht so richtig glaube) ergab sich aus einer Arbeitsgruppe zu Lukrez, die sich hauptsächlich aus Literatur- und Philosophiehistoriker(inne)n zusammensetzte und die sehr unterschiedliche Kompetenzen zusammenführte. Hierbei ergab sich eine schöne Wechselseitigkeit des Austauschs, von dem ich (etwa was den frühneuzeitlichen Epikureismus anlangt) sehr profitiert habe. Als erleichternd empfand ich es zudem, immer wieder zu sehen, wie nahe man sich doch auf beiden Seiten des Atlantiks in allen Fragen steht, die die Außenpolitik des Nahen und Mittleren Ostens betreffen.